



HEIKE STÖHR

Die
Fallstricke
des
Teufels

Weltbild

Die Fallstricke des Teufels

Die Teufelstrilogie

- Band 1: Die Fallstricke des Teufels
- Band 2: Die Handschrift des Teufels
- Band 3: Die Arglist des Teufels

Heike Stöhr:

Heike Stöhr wuchs in Pirna auf, studierte Germanistik und Geschichte und arbeitet als Lehrerin in Berlin. Ihr großes Interesse für sächsische Geschichte verwandelt sie in spannende historische Romane.

Heike Stöhr

Die Fallstricke des Teufels

Historischer Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Alexandra Dohse – www.grafikkiosk.de, München
Umschlagmotiv: Alexandra Dohse unter Verwendung von Bildern von Arcangel Images /
© Rekha Arcangel und Shutterstock Images / © Sun Shock, Algol
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-98507-176-0

Personenübersicht

FAMILIE, HAUSGENOSSEN UND BEDIENSTETE IM HAUS AM
KIRCHPLATZ IN PIRNA

Simon Weyner: Weinhändler

Clara: seine Frau

Sophia: seine Tochter

Basti: sein Sohn

Marten: Simons Gehilfe, Kaufmannssohn aus Meißen

Magdalena Bockewirth: Sophias Patin, Frau von Thomas
Bockewirth

Niklas Dorndorf: Maler aus Grimma

Heinrich Fuchs: Magister und Universalgelehrter aus Zwickau

Gertrud: Köchin

Petter: Kutscher

Jörn: Knecht

IN LEIPZIG

Laurenz Weyner: Simons jüngerer Bruder, Onkel von Sophia

Justina: seine Frau

Der alte Professor: Justinas Vater, lehrte früher an der Leipziger
Universität

FAMILIE, HAUSHALT UND HELFER DES STADTSCHREIBERS
VON PIRNA

Wolf Schumann: Notar, Schulmeister, dann Stadtschreiber

Johann Schumann: Schmiedemeister aus Dresden, Wolfs vermeintlicher Vater

Pater Johannes: Subprior des Dominikanerklosters zu Pirna,
Wolfs leiblicher Vater

Katrina Lehmann: Wolf Schumanns Küchenmagd

Michel Lehmann: Bauer vor den Toren der Stadt, »Eier-Michel«
genannt, Katrinas Vater

Kunz: ehemaliger Landsknecht, Schumanns Handlanger

IN DER SCHIFFTORVORSTADT

Maria Fennigen: »Königin« der Bomätscher von Pirna, auch
»Rote Maria« genannt, Sophias Freundin

Jonas: ihr Sohn

Marias Großmutter

Hannes: Bomätscher und Marias rechte Hand

Barbara: Witwe eines Fischers, deren vielfältige Dienste Wolf
Schumann immer wieder nutzt

AUSSERDEM

Balthasar Blechschmidt: Steinmetz

Jobst: Abdecker oder Schinder

Friedrich Andres: Tischler

Anna Nack: Tochter von Ratsherr Nack

Veit Kampfen: Steinmetzgeselle

Hans Frost: Fronmeister

Jakob: Badergehilfe

Hans Bolz: Henker aus Dresden, Pirna gehörte zu seinem
»Einzugsgebiet«

Die im Folgenden genannten Menschen lebten und arbeiteten im 16. Jahrhundert tatsächlich in Pirna und Sachsen, von manchen waren nicht mehr Nachweise zu finden als ihre Namen und Berufe, andere hinterließen umfangreiche Zeugnisse ihrer Handwerkskunst oder ihres geistigen und politischen Wirkens:

IM RAT UNTER ANDEREM

Friedrich Hofmann: Bürgermeister

Alex Walter: Kämmerer und Brotwäger

Hans Rische: Richtherr

Jakob Süssmilch: Baumeister

Baltasar Kittel: Bierherr, Salzgeldeinnehmer

Nickel Nack: Weinherr, Aufseher auf der Elbe

AUSSERDEM

Anton Lauterbach: erster evangelischer Pfarrer und Superintendent von Pirna, Freund Martin Luthers

Christoph von Carlowitz: Diplomat und einer der vertrautesten Räte von Herzog Moritz

Wolf Blechschmidt: letzter Baumeister von St. Marien

Johann Schultheiss: Amtsschösser

Valentin Arnold: Bader

Thomas Bockewirth: Fuhrherr, Simon Weyners Freund,
Magdalenas Mann

Anton Hewptmann: Seiler, Magdalena Bockewirths Bruder

Elias Sachse: Maurer

Kapitel 1

Sophia stand auf der Treppe, als ein weiterer Schrei hinter der Tür sie erzittern ließ. Eigentlich durfte sie nicht hier stehen und lauschen, eigentlich sollte sie oben in ihrer Kammer liegen und schlafen. Aber sie blieb, obwohl die Kälte der Sandsteinstufen ihr allmählich die nackten Beine heraufkroch.

Nun schrie ihre Mutter erneut, dann hörte sie die Stimme ihres Vaters: »In Gottes Namen, helft ihr doch!« Er klang wütend und verzweifelt.

Sophia schwitzte und fror gleichzeitig. All ihre Sinne waren auf das Geschehen im Krankenzimmer gerichtet, sodass sie Gertrud, die Köchin, erst bemerkte, als sie unmittelbar neben ihr stand, eine Schüssel mit heißem Wasser in den Händen.

»Sophia, Kind, was machst du denn hier? Mein Gott, du bist ja ganz kalt!«

Gertrud stellte die dampfende Schüssel ab und umschloss die Schultern des Mädchens. Sophia spürte die Wärme, und Tränen schossen ihr in die Augen. Sie lehnte den Kopf gegen den Bauch der Köchin und schluchzte: »Ich habe solche Angst, Gertrud! Wird Gott jetzt auch noch Mutter zu sich holen? So wie er Basti geholt hat!« Gertrud schob sie sanft, aber energisch von sich und fasste nach Sophias Kinn, sodass das Mädchen der Köchin ins Gesicht sehen musste.

»Das, mein Kind, entscheidet der Herrgott in seiner unendlichen Weisheit ganz allein. Alles, was wir tun können, ist beten. Wenn du deiner Mutter helfen willst, dann geh in deine Kammer zurück und bitte Jesus Christus, unseren Herrn, um Beistand!« Gertrud sah dem Kind ernst und mahnend in die Augen.

Sophia zog die Nase hoch und versuchte zu nicken. »Ja, Gertrud. Ich werde den Herrn Jesus bitten. Gott hat ja schon den Basti.«

Gertrud hob den Zeigefinger: »Gott handelt nicht mit dir,

mein Kind. Er tut, was er für richtig hält. Bete um Einsicht in seinen Willen!« Sie fasste Sophia an den Schultern und schob sie die Treppe hinauf.

Dann ergriff die Köchin die Schüssel und öffnete die Tür des Krankenzimmers. Der kratzige Geruch von Räucherwerk vermischte sich mit dem süßlichen Gestank von Eiter und Blut. Das Mädchen musste würgen und floh in seine Kammer.

Als Sophia am nächsten Morgen an der Tür ihrer Mutter vorbeischlich, hörte sie statt der Schreie nur noch mattes Stöhnen und qualvolles Husten. Da wusste sie, dass Gott seinen Willen über Nacht nicht geändert hatte.

In der Halle stand ihr Vater. Simon Weyner war ein großer Mann mit breiten Schultern und einem stattlichen Bauch. Jetzt waren seine Schultern nach vorn gesackt. Das dunkelbraune Haar stand an den Schläfen ab, als wäre er immer wieder mit den Fingern durchgefahren. Er unterhielt sich mit Petter, dem Kutscher, der mit unglücklicher Miene seine Filzkappe knetete.

»Nein, die Tore sind noch immer geschlossen. Nur die Leichenwagen dürfen das Dohnaische Tor passieren. Bei Hofmanns und Nacks haben sie inzwischen auch den Schwarzen Tod im Haus.« Er starrte auf seine Stiefelspitzen.

Der Vater legte ihm die Hand auf die Schulter. »Der Herrgott gibt's, der Herrgott nimmt's. Du weißt, wir müssen uns dreinfügen.« Seine Stimme klang brüchig.

Petter nickte. »Ich weiß, Herr. Aber Messen werden seit gestern auch nicht mehr gelesen. Im Kloster, so hat's der Jörn, der Knecht von Fuchsens, erzählt, ist fast die Hälfte der Brüder gestorben. Es wäre Gottes Strafe für ihren sündigen Lebenswandel, sagt der Jörn.«

»Jeder von uns hat seine Sünden, für die der Herr uns straft, Petter«, erwiderte der Vater düster. Dann sah Sophia seine Schultern beben, und er schluchzte auf. »Aber meine Clara hat seinen Zorn nicht verdient, sie nicht!«

Peters Blick schweifte unsicher durch die Halle. Sophia, im Schatten der Treppe, hielt den Atem an.

»Ich würd's nicht sagen, Herr, wenn Ihr nicht schon alles versucht hättet, erst der teure Theriak und jetzt der Medicus aus Dresden. Aber die Leute munkeln von einer Frau in der Holdergasse, die betreibt weiße Magie.« Petters Stimme war immer leiser geworden, sodass Sophia die Ohren spitzen musste.

»Zauberei?« Der Vater ließ den Kopf sinken.

Petter trat einen Schritt näher und flüsterte: »Sie hat ihren Bruder und seine drei Kinder geheilt. Alle lagen sie mit den schwarzen Beulen auf den Tod. Seit zwei Tagen geht es ihnen besser. Jetzt hat sie gut zu tun, die Hutzlerin. Viele Verzweifelte wollen ihren Zauber.«

Der Vater strich sich über das Gesicht, dann hob er den Kopf. »Du hast recht, Petter. Wir haben alles versucht, schon bei Basti. Wenn der Herr mir jetzt auch noch Clara nimmt ...« Seine Stimme wurde leiser, kraftlos ließ er die Hände sinken. »Hol sie her!«

Sophia fröstelte. Eine Frau, die Hexerei betrieb? Das war verboten! Hexen waren des Teufels! Sophia fragte sich, wie die Hexe wohl aussehen mochte und wie sie die Pestilenz vertreiben wollte. Der Medicus hatte Räucherwerk verbrannt und die Mutter zur Ader gelassen. Das hatte, wie es schien, nicht geholfen.

Sophia beschloss, dass sie die weiße Zauberin sehen musste. Sie würde sich später in der kleinen Nische unter dem Treppenabsatz verstecken. Es würde sowieso niemand nach ihr suchen. Seit vor zwei Wochen zuerst die neue Küchenmagd gestorben war und kurz darauf der Knecht, hatte das übrige Hausgesinde alle Hände voll zu tun. Der Vater hatte sie seit Bastis Tod ganz und gar vergessen. Und nachdem Mutter sich mit den schwarzen Beulen ins Bett gelegt hatte, kümmerte sich höchstens Gertrud ab und an darum, dass Sophia etwas zu essen bekam und abends zu Bett ging. Manchmal hatte sie das Gefühl, unsichtbar zu sein.

Die Hutzlerin sah enttäuschend gewöhnlich aus, fand Sophia, gar nicht wie sie sich die Hexe ausgemalt hatte. Alles an ihr war rund und rosig. Das Gesicht, die winzige Nase darin, ihr Busen,

die Hände. Sie hatte einen Weidenkorb mitgebracht, der mit einem Tuch abgedeckt war. In dem Korb regte sich etwas, und als das Tuch verrutschte, konnte Sophia einen schwarzen Flügel erkennen. Was wollte die Hexe mit einem Huhn? Vielleicht eine kräftige Brühe kochen? Aber die Mutter behielt schon seit zwei Tagen nicht einmal mehr Wasser bei sich, hatte Gertrud in der Küche erzählt.

Sophia saß in ihrem Versteck und wagte kaum zu atmen. Sie versuchte, darüber hinwegzugehen, dass ihr linker Fuß zu kribbeln begann, und horchte ins Treppenhaus. Der Vater und die Hexe mit dem Huhn waren in Mutters Zimmer verschwunden. Gertrud brachte mal wieder eine Schüssel, diesmal eine leere.

Plötzlich ertönte hinter der Zimmertür ein lautes Gackern, dann herrschte wieder Stille. Sophia wunderte sich, warum die Hutzlerin das Huhn nicht auf dem Hof schlachtete, wie Gertrud es immer tat. Doch dann hörte sie die Frau hinter der Tür murmeln. Das Geräusch schwoll an wie ein Bach nach heftigem Regen. Sophia spürte, wie sich die Härchen in ihrem Nacken und auf ihren Unterarmen aufstellten. Der jähe Schrei ihrer Mutter ließ sie aufspringen. Dabei stieß sie mit dem Kopf so heftig gegen einen Mauervorsprung, dass Lichtblitze hinter ihren zusammengekniffenen Lidern tanzten. Keuchend hielt sie sich den Kopf.

Während ihre Finger warmes, klebriges Nass ertasteten, öffnete sich die Zimmertür. Sophia konnte von ihrem Versteck aus nur die Füße, den grauen Rock und die Hände der Hexe sehen. In denen hielt sie ein blutiges Messer, das sie nun in den Korb fallen ließ. Sophia wurde übel.

»Ich habe getan, was ich konnte, Weyner. Aber Ihr habt sehr spät nach mir geschickt. Ich bin nicht sicher, ob ich den Zauber noch rechtzeitig erwirken konnte. Doch das habe ich Euch schon zu Beginn gesagt.«

Sie streckte ihre Hand aus, und Sophia sah den Vater nach dem Geldbeutel an seinem Gürtel tasten. Eine Silbermünze daraus wechselte in die blutverschmierte Hand der Hutzlerin.

»Was hast du denn wieder angestellt, Kind!«

Gertrud erwischte Sophia am Arm, als sie an der Küchentür vorbei in den Hof gehen wollte. Sie tastete die blutige Beule auf Sophias Kopf ab und schob das Mädchen in die Küche. Dort drückte sie es auf einen Schemel und holte das Hackmesser mit der breiten Klinge. Sophia schrie auf und sprang vom Schemel. Das blutige Messer der Hutzlerin erschien vor ihrem inneren Auge. Sie schlug nach Gertruds Hand und versuchte, zur Tür zu kommen.

Zwei große Hände packten sie und hoben sie hoch. »Was ist denn los, Kleine?« Petter sah sie prüfend an.

»Hat sich wohl den Kopf gestoßen, das dumme Mädel«, sagte Gertrud. »Ich will ihr mit der Messerklinge die Beule kühlen, und sie springt plötzlich auf und schreit, als wär ihr der Leibhaftige begegnet.«

Sophia wurde schwarz vor Augen.

Petter verfrachtete sie wieder auf den Schemel, und Gertrud drückte ihm das Messer in die Hand. »Drück es fest auf die Beule!«, befahl sie.

Einen Moment lang tat es weh, dann spürte Sophia die lindernde Kühle der eisernen Klinge. Ihr Herz schlug allmählich langsamer, und sie überlegte, weshalb sie so in Panik geraten war. Auf eine Beule gehörte möglichst schnell ein kühles Messer. Das machte Mutter auch immer so. Sie erinnerte sich noch daran, wie Basti einmal ängstlich gefragt hatte, ob die Mutter ihm nun die Beule abschneiden würde. Mutter hatte ihm die Wange gestreichelt und gesagt: »Nein, du Dummerchen. Das kalte Messer zieht die Hitze aus deiner Beule, damit sie nicht weiter wächst.«

Sophia tastete nach Petters Hand. »Ich kann es selbst festhalten«, sagte sie.

»Na fein, dass wir wieder vernünftig geworden sind, Kleine. Aber kräftig drücken!« Der Kutscher ließ sich am Küchentisch nieder, und Gertrud stellte ihm eine Schüssel Suppe hin.

Sophia gab sie einen süßen Wecken mit Rosinen in die freie Hand. »Iss, Kindchen! Wirst uns immer dünner, seit das hier angefangen hat.«

Sophia spürte, wie es in ihrer Brust ein klein wenig wärmer wurde, und sie biss hungrig in das frische Backwerk.

Die Köchin streichelte ihren Nacken. »So ist's recht, mein Mädle! Merk dir, was immer auch geschieht, Essen hält Leib und Seele zusammen! Selbst in solch irrwitzigen Zeiten wie diesen.« Petter brummte zustimmend und sah Sophia freundlich an, während er sich den letzten Löffel Suppe in den Mund schob. Sophia fragte sich, wie er das schaffte, ohne in den dicht gekräuselten Haaren seines Bartes hängen zu bleiben.

Gertrud stellte ihm noch einen Krug Bier hin und füllte für Sophia Milch in einen Tonbecher.

Petter nickte. »Nu, sag ich doch! Irrwitz, was die in der Stadt treiben! Stell dir vor, als ich vorhin in der Holdergasse war, haben die Leute dort erzählt, dass sie gestern die Ursel, die Tochter vom Turmwächter, aus ihrem Grab geholt haben.«

Gertrud ließ den Milchkrug sinken und starrte den Kutscher entsetzt an. »Welch ein Frevell!«

Sophia blieb der Bissen im Hals stecken. Sie griff zu ihrem Becher und versuchte, den Klumpen mit Milch hinunterzuspülen.

»Und nicht nur das.« Petter senkte die Stimme. »Anschließend haben sie der Leiche mit dem Spaten den Kopf abgeschlagen.«

»Jesus!« Gertrud schlug die Hand vor den Mund.

»Doch, doch! Der Knecht vom Thanner, du weißt schon, dem Mausfallmacher, hat's erzählt. Er war dabei!«

Sophia vergaß die schmerzende Beule.

»Das ist Leichenschändung!«, stieß Gertrud hervor. »Und der Herr Pfarrer, was hat der getan?«

»Pah!« Petter zog die Mundwinkel nach unten. »Der hat doch nicht mehr viel zu bestellen. Die meisten Leute hier hören inzwischen auf das, was der Luther in Wittenberg predigt, das weißt du doch, Gertrud. Selbst wenn Herzog Georg es verbietet.«

Gertrud stemmte die Fäuste in die Hüften. Ihr Gesicht war rot angelaufen. »Aber dass die Toten aus ihren Gräbern gezerrt und geschändet werden, heißt der Luther auch nicht gut, ganz be-

stimmt nicht! Und überhaupt, was hat das arme Mädchen denn getan, dass man noch nach ihrem Tod so mit ihr umspringt?»

Obwohl es Sophia bei der Vorstellung von Gräbern und Leichen zutiefst graute, lauschte sie, um ja kein Wort der Unterhaltung zu verpassen.

Petter blickte sich um, so als könnte die Tote gerade jetzt zur Tür hereinkommen. Sophia stellte sich vor, wie die Türmerstochter in ihrem weißen Leichenhemd, still und durchscheinend bleich wie ihr kleiner Bruder Basti in seinem Sarg, in der Küche auftauchte. Sie spürte, wie Gänsehaut sie vom Scheitel bis zu den Zehenspitzen überzog, und presste die Hand vor den Mund, um ein Keuchen zu unterdrücken. Mit einer Mischung aus Faszination und Grauen verfolgte sie das weitere Gespräch.

Petters Stimme war jetzt nur noch ein unheilvolles Raunen. »Es wird von Scharren und Schmatzen des Nachts unter der Erde erzählt. Davon, dass die Toten in ihren Gräbern anfangen zu fressen und einer den anderen nachholte.«

Gertrud war blass geworden. »Nein!«

»Aber ja doch!« Petter nickte. »Um zu verhindern, dass sie ihre Verwandten und Nachbarn zu sich ins Grab holten, müsse man sie ausgraben und ihnen den Kopf abschlagen oder einen Holzpflöck in ihr Herz stoßen.«

Gertrud stöhnte auf.

»Wenn ich so drüber nachdenke, Gertrud, vielleicht haben die Leute nicht mal unrecht. So geht es doch zu in der Stadt seit dem Tod der Türmerstochter. Erst starb sie, dann erwischte es ihre beiden Schwestern und den Türmer selbst. Ja, sogar hier bei uns, erst die Spülmagd, dann der Knecht, danach der Kleine, und nun liegt die Hausfrau auf den Tod.«

Sophia gab ein würgendes Geräusch von sich. Petter und Gertrud drehten sich zu ihr um. Die Köchin schlug die Hände zusammen.

»Herrje, das Kindchen, Petter! Sie hat diesen ganzen Unfug mit angehört. Albträume wird sie kriegen, die arme Kleine. Wo hast du nur deinen Verstand gelassen, so was vor den Ohren eines unschuldigen Kindes zu erzählen?«

Sie wollte Sophia in den Arm nehmen, doch die wehrte sich heftig und floh aus der Küche. Den angebissenen Wecken ließ sie auf dem Tisch liegen. Sie hätte ihn um nichts in der Welt weiterrassen können.

Schmatzte der Basti etwa auch in seinem kleinen Grab auf dem Nikolaikirchhof vor der Stadt? Würde er als Nächstes die Mutter nachholen und schließlich sie selbst?

Sophias Knie zitterten, in ihrem Kopf pulsierte der Schmerz. Nun kam auch die Übelkeit zurück. Sie schaffte es gerade auf den Abtritt im Hof, wo sie sich wieder und wieder übergeben musste.

Dort fand die Köchin sie und brachte sie hinauf in ihre Kammer. Sophia fühlte sich elend. Widerstandslos ließ sie sich die Kleider ausziehen und zu Bett bringen.

»Muss ich jetzt auch sterben?«, flüsterte sie.

»Unsinn!«, entgegnete die Köchin barsch. Aber Sophia sah die Sorge in ihren Augen.

Petter, der sich hinter ihr in die Kammer gedrängt hatte, stand das schlechte Gewissen ins Gesicht geschrieben. »Vielleicht sollten wir die Hutzlerin wieder ...«

Weiter kam er nicht. Trotz Schwindel und Übelkeit richtete Sophia sich in ihrem Bett kerzengerade auf und fing aus Leibeskräften an zu schreien, bis Schwärze sie umfing und alle Empfindungen auslöschte.

Als sie wieder zu sich kam, blickte sie in das erschöpfte, unglückliche Gesicht ihres Vaters. Neben ihm stand ein schlaksiger junger Mann.

»Ist es die Pest?«, fragte der Vater. Seine Stimme klang erstickt.

Der Mann schüttelte den Kopf. Er hatte die Ärmel aufgerollt und wrang ein Leinentuch über einer Schüssel aus.

»Nein, nein. Sie hat keine Beulen und auch sonst keinerlei Anzeichen dafür.«

Er lächelte Sophia an und legte ihr das feuchte Tuch auf die Stirn. Es roch angenehm nach Kräutern. »Ich denke, sie hat sich

den Kopf heftig gestoßen. Übelkeit, Schwindel, Ohnmacht sind oft die Folgen davon. Tut dir der Kopf weh, Kind?»

Sophia nickte, wobei eine weitere Woge von Übelkeit und Schwindel sie überrollte. Der junge Mann half ihr mit sicheren Griffen, sich aufzurichten, und hielt ihr eine Schüssel hin. Sie würgte und spuckte, aber ihr Magen war bereits leer.

»Du solltest dich nicht bewegen, bis der Schwindel und die Übelkeit nachgelassen haben. Vor allem halt deinen Kopf still.«

Beinah hätte sie wieder genickt, aber der mahnend erhobene Zeigefinger des Mannes hielt sie rechtzeitig davon ab.

»Ja«, sagte sie stattdessen gehorsam. Doch dann erwachte bereits wieder die Neugier in ihr. »Wer seid Ihr, ein Medicus?«

»Aber nein, ich bin Bader.« Er errötete leicht. Er wandte sich an ihren Vater, der hilflos auf seine Tochter herabblickte und ihre Hand streichelte. »Wenn Ihr erlaubt, bleibe ich noch eine Weile hier. Ich glaube zwar nicht, dass der Schädelknochen gebrochen ist. Aber bei Kopfverletzungen kann man anfangs nie genau wissen, wie schlimm es ist.«

Simon Weyner nickte dankbar. Er strich Sophia über die Wange und verließ dann die Kammer.

Der Bader zog für sich einen Schemel an Sophias Bett. »Am besten versuchst du, ein bisschen zu schlafen. Sicher fühlst du dich schon besser, wenn du aufwachst«, sagte er.

Und so war es tatsächlich. Zwar hatte sie noch immer Kopfschmerzen, doch die Übelkeit und das Schwindelgefühl waren verschwunden.

Der junge Bader versprach, am nächsten Tag wieder nach ihr zu sehen.

In dieser Nacht starb ihre Mutter. Sophia erfuhr es von Gertrud, denn ihr Vater hatte sich im Kontor eingeschlossen und weigerte sich, mit irgendjemandem zu sprechen. Nicht einmal auf den Friedhof wollte er mitkommen.

Wie betäubt ging Sophia an der Hand der Köchin hinter dem einfachen Fichtenholzsarg her. Er wurde von vier fremden Män-

nern getragen. Gertrud hatte ihr erklärt, dass der Rat die Männer in Pestzeiten dafür bezahle, die Toten zum Friedhof zu bringen.

An die Begräbniszeremonie konnte sich Sophia später nicht mehr erinnern. Die ganze Zeit hatte sie auf das Grab ihres kleinen Bruders nebenan gestarrt und gelauscht, ob sie sein Schmatzen unter der Erde hören konnte. Doch nur das dumpfe Poltern der Erdbrocken auf dem Sargdeckel der Mutter und Gertruds Schluchzen waren zu vernehmen.

Am Abend saß Sophia mit dem Gesinde in der Küche bei einem einfachen Abendmahl. Dem Vater hatte Gertrud einen Teller vor die Tür des Kontors gestellt. Auf ihr Klopfen hatte er nicht reagiert. Sophia stocherte im Erbsmus auf ihrem Teller herum. Ihr Magen war vor Angst zugeschnürt. Würden nun Basti und die Mutter auch noch den Vater ins Grab holen? Oder sie selbst?

Gertrud deutete Sophias Verhalten auf ihre Art und schickte Petter erneut nach dem Bader.

Der junge Mann sah erschöpft aus. Er stürzte das Bier, das Gertrud ihm anbot, im Stehen hinunter.

»Ich muss gleich weiter. Von Tag zu Tag gibt es in dieser verdammten Stadt mehr Kranke.« Er trank den Rest aus dem Krug und wischte sich über den Mund. »Und leider auch mehr Tote«, fügte er leise hinzu. »Ich habe gehört, der Allmächtige hat Eure Hausfrau letzte Nacht zu sich geholt.«

Gertrud nickte. »Der Herr hat sich seitdem im Kontor eingeschlossen. Aber das Kind gefällt mir gar nicht. Spricht nicht mehr, isst nichts.« Sie blickte zu Sophia, die noch immer schweigend dasaß und auf die Tischplatte starrte.

Der junge Bader setzte sich ihr gegenüber. Er streckte seinen Arm aus und ergriff mit seinen kräftigen Fingern ihre Hand. »Wie geht es dir, Sophia?«, fragte er.

Sie blickte zu ihm auf. Seine Augen waren hellgrau und freundlich. Plötzlich schien er alle Zeit der Welt zu haben.

»Was macht dein Kopf? Tut er noch weh?«

»Nur ein bisschen.«

»Aber du hast keinen Hunger? Ist dir übel?«

Sophia nagte an ihrer Unterlippe. »Nein. Es ist nur ... Muss ich jetzt auch sterben?«

»Wie kommst du denn darauf?« Der Griff um ihre Hand wurde fester.

»Na, wegen dem Schmatzen und Fressen der Toten«, stieß Sophia hervor.

»Was?«

Gertrud schlug die Hände vor dem Gesicht zusammen. »Herr, vergib uns! Das Kind hat den Unsinn mit angehört, den Petter gestern in der Holdergasse aufgeschnappt hat. Habt Ihr die Geschichte mit der armen Ursel noch nicht gehört?«

Das Gesicht des Baders wurde rot vor Zorn. Er funkelte die Köchin an. »Habt Ihr denn gar keinen Verstand im Kopf? Wie könnt Ihr zulassen, dass im Beisein des Kindes über solch frevlerischen Aberglauben getratscht wird!«

Gertrud schien noch kleiner zu werden, als sie ohnehin schon war.

Der Bader atmete tief durch, bevor er sich wieder Sophia zuwandte. Die steile Falte zwischen seinen Augenbrauen hatte sich geglättet.

»Hör zu, Sophia!« Er sah ihr in die Augen und umschloss ihre Hände mit beiden Händen. »Das ist nichts als dummes, einfältiges Geschwätz. Die meisten Leute haben mehr Angst als Verstand. Wenn sie etwas nicht verstehen, denken sie immer gleich, es ginge nicht mit rechten Dingen zu. Die Pest ist eine furchtbare Seuche. Aber sie hat überhaupt nichts mit schmatzenden oder fressenden Toten zu tun!«

»Wirklich nicht?« In Sophia keimte Hoffnung.

»Nein, wirklich nicht! Die Toten sind und bleiben tot bis zum Tag des Jüngsten Gerichts. Ihre Seelen sind bei Gott oder auch nicht. Je nachdem, welchen Lebenswandel sie geführt haben. Ihre Körper aber werden wieder zu Erde. Und wer etwas anderes behauptet, der lügt. Ob aus Dummheit und Angst oder um sich wichtig zu tun, das weiß unser Herr allein.«

Sophia wollte ihm glauben, war aber noch nicht ganz überzeugt. »Aber woher kommt dann das große Sterben? Und was kann man dagegen tun?«

»Du bist eine, die es immer ganz genau wissen will, wie?« Der junge Mann lächelte sie verschwörerisch an. »Recht hast du, Mädel. Immer frage nach dem Warum! Nur so kannst du Wissen erlangen. Aber in der Regel gibt es auf hundert Fragen kaum eine Antwort. Trotzdem muss man es versuchen. Genau beobachten, überlegen, vergleichen, mit anderen reden, die genau hinschauen.«

»Ja, aber die Pest ...?« Sophia entzog ihm ihre Hände und rutschte ungeduldig auf ihrem Stuhl herum.

Der Bader zuckte mit den Schultern. »Ich bin kein studierter Medicus, leider. Aber ich habe mich umgehört. Schmutz und Ratten begünstigen die Seuche. Sie wird durch Kontakt mit Kranken übertragen.« Er drehte sich zu Gertrud um. »Deshalb solltet Ihr die Anweisung des Rates, alles zu verbrennen, womit die Kranken in Berührung gekommen sind, ernst nehmen.«

»Aber was kann man dagegen tun?«, fragte Sophia erneut.

»Auf Sauberkeit achten. Schon mein Großvater hat das als Bader bei allen Krankheiten und Verletzungen so gehalten und ist immer gut damit gefahren. Die Beulen kann man aufschneiden. Manchmal trocknen sie dann aus, und der Kranke wird gesund. Manchmal aber macht es alles noch schlimmer, und er stirbt dann innerhalb eines Tages. Wer die Krankheit überlebt, bekommt sie nie wieder.«

»Aber gibt es denn keine Mittel, die sicher helfen?«, bohrte Sophia weiter. »Der Theriak, den Vater für Mutter besorgt hat, hat jedenfalls nichts genützt.«

»Theriak hilft nicht, auch wenn so was immer wieder versprochen wird. Bisher wurde noch kein Mittel gegen die Pest gefunden. Aber das heißt ja nicht, dass es keines gibt. Man muss eben weitersuchen, verstehst du?«

Kapitel 2

Entsetzt beobachtete Wolf, wie das zähflüssige Blut über den Boden kroch, auf seine Fußspitzen zu. Die Luft war getränkt von dem süßlichen Geruch, der ihm in Nase und Mund drang und seine Lungen füllte. Sein Herz jagte, sein Körper spannte sich zur Flucht. Doch seine Füße schienen auf dem Steinboden der Klosterzelle festgewachsen. Er keuchte, als das Blut um seine Schuhe floss. Die Sohlen saugten es auf wie Papier. Schon färbten sich seine Strümpfe rot, und er fühlte es klebrig-feucht seine Beine heraufkriechen. Im selben Augenblick hörte er ein Lachen, das ihn erschauern ließ. Das war kein Blut an seinen Beinen ... nein, jetzt erkannte er es deutlich. Eine riesige Hand, blutrot und krallenbewehrt, umklammerte sein Bein! Plötzlich war der Bann gebrochen, er schlug und trat um sich, wollte sich losreißen, rennen, fliehen ...

»Ruhig, ganz ruhig!«, drang eine Stimme in sein Bewusstsein. »Ihr habt Fieber, Ihr müsst im Bett bleiben.«

Hände drückten ihn in die Kissen zurück, während er versuchte, die Augen zu öffnen. Neben seinem Bett, im Kerzenlicht, sah er eine dralle Magd. Sie lächelte ihn an, hielt ihm einen Becher an die trockenen Lippen. Das Schlucken fiel ihm schwer, seine Kehle schmerzte, doch die Flüssigkeit tat gut.

Ich darf nicht schlafen, ich muss fort von hier!, war sein letzter Gedanke, bevor ihm die Augen zufielen und er erneut in der Dunkelheit versank.

Im Traum irrte er durch eine endlose Flucht nebeneinanderliegender Klosterzellen, und seine Füße hinterließen blutige Abdrücke auf den Sandsteinplatten. Verzweifelt suchte er nach einem Ausgang, doch die Zellen schlossen sich zu einem Kreis ohne Anfang und ohne Ende. Und wieder vernahm er das furchtbare hohle Lachen und spürte die glühende Klaue an seinem Bein.

»Sohn der Sünde, mein Sohn! Tu Buße! Du musst büßen ... ewig büßen ...«

Ein Gesicht tauchte vor ihm auf, abgezehrt, mit fanatisch glühenden dunklen Augen, eine Hand klammerte sich an ihm fest, drohte ihn hinabzuziehen in all das Blut, das über den Boden schwappte.

»Neiiiiiiin!«

Wolf saß aufrecht im Bett. Seine wunde Kehle brannte wie Feuer.

»Alles ist gut! Ihr habt nur geträumt.«

Er fühlte sich schwach. Kopf und Hals schmerzten.

»Ihr habt fast zwei Tage im Fieber gelegen.« Die Magd schüttelte das Kissen auf. »Der Wirt hat sich Sorgen gemacht, als er Euch schreien hörte. Er brach die Tür auf. Ihr seid schweißgebadet im Bett gelegen, von Fieberträumen geschüttelt.«

»Was habe ich gesagt?«, verlangte er angsterfüllt zu wissen.

»Nichts, was Sinn ergeben hätte. Ihr habt nach Eurem Vater gerufen und ihn gleichzeitig zum Teufel gewünscht. Hörte sich an, als ob Ihr auf den alten Herrn nicht gut zu sprechen wärt.«

Ihr tiefes Lachen jagte ihm trotz seines geschwächten Zustandes ein angenehmes Kribbeln durch den Körper.

»Mein Vater ist tot«, sagte er. Und das stimmt sogar, dachte er düster.

»Nun, wie auch immer, Ihr müsst erst einmal zu Kräften kommen. Ich hole Euch eine Hühnerbrühe.«

Wolfs Gedanken rasten. Was war vor zwei Tagen im Kloster geschehen? Hatte er diesen widerlichen alten Mönch, seinen Vater, wirklich umgebracht, oder war es ein Unfall gewesen? Waren die Stadtwachen womöglich schon auf der Suche nach ihm? Würde er in dieser gottverdammten Stadt am Galgen enden? Verzweifelt knüllte er das feuchte Betttuch in seiner Hand. Warum nur konnte er sich nicht mehr daran erinnern, was genau geschehen war? Er musste hier schleunigst verschwinden! Aber als er aufzustehen versuchte, begann sich das Zimmer zu drehen.

»Seid Ihr denn von Sinnen!«, rief die Magd, die in diesem Augenblick ins Zimmer trat. Sie fasste ihn unter den Armen. Resigniert ließ er sich auf das Bett sinken. Sie breitete die Decke über ihm aus, stützte ihm den Rücken und hielt ihm die Schüssel mit der Brühe an den Mund. Das Schlucken bereitete ihm Schmerzen, und er konnte nichts schmecken.

»Es ist gefährlich, aufzustehen, wenn man so geschwächt ist!« Sie half ihm, sich wieder hinzulegen. Hoffnung keimte in ihm auf, vielleicht hatte ihn ja niemand gesehen! Vielleicht hielten sie es für einen Unfall! Schwach wie ein neugeborenes Kätzchen lag er da und ließ sich erneut in die Dunkelheit des Schlafs treiben.

Diesmal träumte er von dem Mann, den er sein Leben lang für seinen Vater gehalten hatte. Kalt blickte Schmiedemeister Johann Schumann auf ihn herab.

»Du taugst nichts! Sieh dir deinen Bruder an, der ist jünger und schwingt schon in der Werkstatt den Hammer. Was soll ich nur mit dir anfangen?«

Als Wolf wieder erwachte, war er allein. Er zermartete sich das Hirn, um diese eine Stunde im Dominikanerkloster von Pirna zu rekonstruieren, die sein Leben endgültig aus der Bahn geworfen hatte.

Er wusste noch, dass er den Regen auf dem Dach der Klosterkirche gehört hatte, und er erinnerte sich an die Gesänge der Mönche, die ihre Morgenandacht hielten. Dann war er durch die heruntergekommenen Gebäude gestreift. Schließlich hatte er den Alten in seiner Zelle gefunden – Pater Johannes, von dem seine Mutter behauptet hatte, er habe ihr vor der Ehe mit dem Schmied sündig beigewohnt. Wolf hatte die kurze Reise von Dresden nach Pirna unternommen, um seinen leiblichen Vater mit eigenen Augen zu sehen. Was er sich davon erhofft hatte, wusste er nicht. Vorgefunden hatte er einen kranken, wirren Mann.

»Oh Herr, meine Sünden verfolgen mich!«, hatte Pater Johannes geröchelt, nachdem Wolf sich ihm zu erkennen gegeben hatte.

Für diesen alten Mann war er ebenso Vorwurf und Anklage,

wie er es stets für seine Mutter gewesen war. Auch der Mönch konnte ihn nicht anblicken, ohne den Wunsch zu hegen, es gäbe ihn nicht. Wolf erinnerte sich deutlich, wie seine Enttäuschung in Wut umgeschlagen war, als Pater Johannes auch noch von ihm verlangte, für die Sünde zu büßen, die nicht er, sondern seine Eltern begangen hatten.

»Der Teufel fordert meine Seele«, hörte er die zitterige Stimme des Mönchs. »Und dich, dich will er auch! Wir sind alle des Teufels, wenn wir Gott nicht versöhnen.« Er packte Wolf am Arm und versuchte, ihn zu sich heranzuzerren. »Du musst mir helfen. Du musst uns retten!«

Und dann hatte der Alte etwas höchst Merkwürdiges erzählt:

»Vor Jahren, als es mit unserem Kloster bergab ging, holte mich der Prior. Er gab mir den Auftrag, die wertvollsten Teile des Klosterschatzes zu verstecken.« Ein Hustenanfall hatte den Mönch geschüttelt, und er spuckte rötlichen Schleim auf den Boden.

»Ich ließ einen Schreiner fünf Kisten fertigen. In vier davon verstaute ich das wertvolle Kirchenggerät. In die fünfte packte ich auf Geheiß des Priors ein Buch. Einen Codex aus Pergament, an die zweihundert Seiten.« Wieder hielt er inne und rang nach Luft. »Der Prior versicherte mir, dieses Buch enthalte unvorstellbares Wissen, ein Rezept für ewiges Leben.« Die Stimme des Mönchs war zu einem Flüstern geworden. »Ich vergrub die Kisten im Weinberg des Klosters.«

»Wozu erzählt Ihr mir das?« Wolf wollte aufstehen, doch die dürre Hand des Mönchs krallte sich in seinen Ärmel.

»Hör mir zu, Sohn der Sünde! Niemand außer mir weiß, wo die Kisten sind.« Der Kranke stieß ein röchelndes Lachen hervor. »Geh in den Weinberg. Grabe links hinter dem Schuppen. Das Buch ... Bring mir das Buch! Ewiges Leben zu schenken, steht Gott allein zu. Dieses Buch ist ein Werk Satans, das pure Böse! Ich muss es vernichten! Dann wird der Allmächtige mir vergeben.« Er hatte Wolf aus brennenden Augen ins Gesicht gestarrt. »Und du musst ebenfalls Buße tun, Sohn! Bring das Kirchenggerät

zum Bischof nach Meißen. Übergib es ihm und bitte um Aufnahme in ein Kloster. Du wirst dein Leben Gott weihen, um die Sünde deiner Geburt zu tilgen!«

Da war Wolf aufgesprungen. »Ihr seid verrückt! Ihr redet wirren papistischen Schwachsinn. Nichts werde ich tun!«

Doch sein Vater war erstaunlich flink aus dem Bett gesprungen und hatte sich auf ihn gestürzt. »Aus dir spricht der Teufel! Satan, der Verführer! Lass ab von ihm! Kehre in den Schoß der rechtmäßigen Kirche zurück, Sohn! Büße!«, hatte er gekrächt.

Was danach geschehen war, wusste Wolf nicht mehr. Er erinnerte sich nur noch an den Anblick des leblosen Körpers auf dem Boden der Zelle. Der Mönch lag da wie gekreuzigt und starrte mit leeren Augen zur Decke. Seine Arme waren zu beiden Seiten ausgestreckt, die Handflächen zeigten nach oben. Die Kutte war hochgerutscht und gab den Blick auf seine bleichen, knöchigen Beine frei. Unter dem Kopf breitete sich langsam eine schwarze Lache aus.

Wolf wusste nicht mehr, wie er aus dem Kloster und durch das Stadttor gekommen war. Seine Erinnerung setzte erst wieder ein, als er schwer atmend an der Tür seines Kämmerchens im Gasthof lehnte. Er legte den Riegel vor, entledigte sich der nassen, schmutzigen Kleider. Nackt und zitternd kroch er auf das Bett und zog sich die Decke über den Kopf.

Doch was sein Vater über die Klosterschätze erzählt hatte, dass er die Kisten suchen und irgendwo zu Geld machen könnte, ging ihm nicht aus dem Sinn.

Dann fielen ihm die Worte des Alten über das Buch ein. Ein Rezept für das ewige Leben?

Das klang ganz nach Alchimie, das war die Suche nach dem Stein der Weisen. Wer ihn besaß, war in der Lage, die tiefsten Zusammenhänge des Universums zu verstehen! Schon als kleiner Junge hatte Wolf daheim in der Schmiede gestanden und sich gefragt, wie es möglich war, dass sich härtestes Eisen unter dem Einfluss des Feuers verformen ließ wie Brotteig. Und warum verbrannte Holz hingegen zu Asche? Warum wurde aus Wasser

Dampf? Natürlich hatte er von Schmiedemeister Schumann statt Antworten auf diese Fragen Kopfnüsse bekommen. Und wenn er über dem Grübeln darin nachgelassen hatte, den Blasbalg kräftig genug zu bedienen, hatte der Vater den Leibriemen abgeschnallt und ihm den Hintern gegerbt.

Nicht nur, dass sich die Wissbegier jetzt umso heftiger in Wolf regte. Wenn er darüber nachdachte, welche Möglichkeiten das Wissen aus solch einem Buch bieten könnte, wurde ihm schwindlig. Unendliches Wissen bedeutete unendliche Macht und Freiheit! Freiheit, alles zu tun, was er wollte. Kein Jüngstes Gericht, das ihn am Ende aller Tage zur Verantwortung ziehen würde. Weder für Sünden, die er selbst beging, noch für die, die seine Eltern bereits mit seiner Zeugung auf ihn geladen hatten.

Kapitel 3

»So wach doch endlich auf, Mädchen!«

Sophia spürte, wie jemand an ihrer Schulter rüttelte. Jäh setzte sie sich auf und blinzelte in das Licht einer Kerze. Wasserblaue Augen, umgeben von zahllosen Runzeln, blickten auf sie herab. Dem Herrgott sei Dank, das war der alte Professor, der Schwiegervater ihres Onkels! Sie lag also in ihrer Kammer in Leipzig, im Hause von Onkel Laurenz, weit genug entfernt vom Grab der Mutter in Pirna.

»Du hast wieder vom Tod deiner Mutter geträumt, stimmt's?« Die Stimme des Professors klang besorgt.

Sophia nickte. Ihr Herz raste, ihre Kehle fühlte sich wund an, und ihr Gesicht war tränenfeucht.

»Ich habe dich schreien gehört.«

»Es tut mir leid, wenn ich Euch geweckt habe«, sagte sie.

»Unsinn! Ich habe ohnehin wachgelegen. Meine Knochen plagen mich heut Nacht mal wieder arg.« Der Alte zog sich einen Schemel an Sophias Bett heran und ließ sich umständlich darauf nieder. »Ich muss einen Augenblick verschlafen, bevor ich wieder in meine Kammer zurückgehe.«

Sophia warf dem alten Mann einen dankbaren Blick zu, während sich ihr Herzschlag allmählich beruhigte. Sie nahm den vertrauten Geruch von Wachholder, Eisengallustinte und Papier wahr, der den Professor umgab. Er hatte sich eine Wolle um die mageren Schultern geschlungen. Fusselige weiße Haarbüschel schauten unter seiner Nachtmütze hervor. Sie lauschte den schweren Atemzügen des Greises, während das Grauen des Traumes langsam in ihrem Geist verblasste und einem anderen Gedanken Raum gab.

»Was meint Ihr, wird man wohl jemals ein Mittel gegen den Schwarzen Tod finden?«, fragte sie.

Der Professor, der auf seinem Stuhl beinahe eingenickt war, schrak auf.

»Was meinst du? Ein Mittel gegen die Pest?« Er verzog die dünnen Lippen und wiegte den Kopf. »Viele Scharlatane haben schon behauptet, eins zu besitzen.«

»Ja«, erwiderte Sophia ungeduldig. »Ich weiß, dass bisher keine dieser Kuren wirklich hilfreich war. Aber könnte man eines Tages nicht trotzdem ein wirksames Heilmittel finden?«

»Wahrscheinlich schon, denn seit Adam und Eva ist die Menschheit nun mal von Wissbegier geplagt, auch wenn das für Obrigkeit und Kirche oft eine beunruhigende Tatsache ist.« Er schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort: »Ich erinnere mich, dass ich vor ein paar Jahren einen Brief von einem Studenten bekam. Er berichtete, dass in Norditalien viel Merkwürdiges über ein Buch mit Universalrezepten geredet würde, das in einer Geheimschrift geschrieben sei. Der Verfasser wäre angeblich in der Lage gewesen, jede Krankheit zu heilen, selbst wenn seine Patienten bereits auf den Tod gelegen hätten. Doch niemand weiß, wo das Buch nach dem Tod des gelehrten Mannes hingekommen ist.« Der Professor hob bedauernd die Hände.

Sophia setzte sich ruckartig in ihrem Bett auf.

Der alte Mann musterte sie erstaunt. »Was ist mit dir, Kind? Du bist ja auf einmal ganz blass.«

»Ich ... ich muss Euch was erzählen. Es ... es ist ...« Sophia schluckte aufgeregt. »Es war kurz nach dem Tod meiner Mutter. Der Vater suchte damals seinen Trost im Wein. Niemand kümmerte sich richtig um mich, und so hatte ich mir angewöhnt, allein durch das ganze Haus zu streifen.« Sophia blickte auf ihre Hände. Der Professor sah sie an, wartete, dass sie weitersprach.

»Eines Tages hatte ich im Kontor mit meinem Lumpenball gespielt. Der Ball flog in ein Regal und verschwand hinter alten Geschäftsbüchern. Ich kletterte auf einen Schemel, um an das obere Brett zu gelangen. Ich tastete in der Lücke zwischen den Büchern und der Wand herum, konnte den Ball jedoch nicht finden. Stattdessen fühlte ich den Einband eines weiteren Bu-

ches. Das verborgene Buch war schwer. Anders als die Geschäftsbücher des Vaters, die in altes Pergament eingebunden waren, hatte es einen Einband aus Leder. Es kostete einige Mühe, es aus dem Regal zu zerren. Als ich die ersten Seiten aufschlug, stellte ich fest, dass das Buch nicht aus Papier, sondern aus teurem Pergament bestand. Es war mit Tinte geschrieben wie die Bücher aus den Klöstern, von denen mir Mutter einmal erzählt hatte. Am meisten aber faszinierten mich die Bilder. In den folgenden Tagen nutzte ich jede Gelegenheit, im Kontor zu verschwinden und das Buch aus seinem Versteck zu holen. Nie zuvor hatte ich farbige Bilder in einem Buch gesehen.«

»Und? Worum ging es in diesem Buch?«, unterbrach der Professor sie.

»Das weiß ich bis heute nicht«, gestand Sophia. »Es gelang mir nicht, auch nur ein Wort zu entziffern. Dabei hatte Mutter mir das Lesen beigebracht. So konnte ich nur Vermutungen anstellen. Wahrscheinlich war es ein Buch über Pflanzen. Aber auch Tiere und Menschen waren abgebildet, zumeist Frauen.«

»Hast du deinen Vater denn später nie nach dem Buch gefragt?«

Sophia nestelte verlegen an ihrer Bettdecke. »Nein, Vater durfte schließlich nicht wissen, dass ich das Buch heimlich genommen habe. Oft hatte er mich ermahnt, im Kontor keine Bücher und Schriftstücke anzurühren. Deshalb habe ich mich nie getraut, ihn auf das Buch anzusprechen.«

Sophia wagte es nicht, den Professor anzusehen, während sie weitersprach. »Wenn der Vater auf Handelsreisen war, stand das Kontor leer. Dann hatte ich stets das Gefühl, als riefte das Buch mich zu sich, als befehle es mir, es aus seinem Versteck zu befreien und immer wieder die seltsamen Bilder und Schriftzeichen zu betrachten.« Sophia holte tief Luft, bevor sie das Ungeheuerliche beichtete. »In der letzten Nacht vor meiner Abreise nach Leipzig habe ich dann etwas Schlimmes getan. Als alle im Haus schliefen, bin ich hinuntergeschlichen, habe das Buch genommen und es auf dem Boden meiner Reisetruhe versteckt.«

Erstaunlich behände für einen alten Mann mit Rheumatismus sprang der Professor auf. »Wie? Du hast dieses Buch hier? In Leipzig?« Dann schien er sich zu besinnen und blickte streng auf das Mädchen herab. »Natürlich ist es eine schwere Sünde, was du da getan hast. Wie konntest du nur den eigenen Vater bestehlen!«

Sophia zog sich die Bettdecke bis zum Kinn und wagte nicht, den Blick zu heben.

»Andererseits, das ist Jahre her. Damals warst du noch jung und dumm, und der Schmerz, dein Vaterhaus verlassen zu müssen, hat wahrscheinlich deinen Geist verwirrt.« Er hob einen Finger. »Bitte unseren Herrn um Vergebung. Er wird es verstehen.«

Sophia nickte stumm.

»Und jetzt rasch, zeig mir dieses faszinierende Werk!« Ungeduld und Vorfreude schwangen in seiner Stimme.

Sophia riss die Augen auf. Dann breitete sich ein Strahlen auf ihrem Gesicht aus, und sie sprang aus dem Bett, um das Buch aus ihrer Reisetruhe zu kramen. Als sie es dem Professor überreichte, sagte sie: »Ich bin ja so froh, dass Ihr es Euch ansehen wollt. Vielleicht ist es in einer Sprache geschrieben, die Ihr lesen könnt. Wenn es dort um Pflanzen und Menschen geht, wie die zahlreichen Illustrationen vermuten lassen, könnte es doch sein, dass es sich um Rezepte handelt.« Dann sank ihre Stimme zu einem Flüstern: »Und wenn es nun ein wahrhaftiges Mittel gegen den Schwarzen Tod enthielte?«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür.

»Vater? Sophia? Was geht hier vor!«

Tante Justinas Nachthaube zitterte in rechtschaffener Empörung.

Sophia sprang ins Bett zurück, während der Professor geistesgegenwärtig das Buch unter seiner Wolldecke verschwinden ließ. Er griff nach seinem Leuchter.

»Nichts Besonderes, Justina. Das Kind hatte einen Albtraum. Ich habe sie schreien gehört und sie geweckt. Nun ist alles wieder

in Ordnung, wie du siehst.« Er griff nach dem Arm seiner Tochter. »Komm, Justina, wir sollten sie jetzt schlafen lassen.«

Die Tante machte sich los und trat einen Schritt zurück. Sie hielt ihr Nachtlicht wie einen Schutzschild vor sich. »Sophia ist kein Kind mehr, Vater! Sie ist sechzehn! Da schickt es sich in keiner Weise, dass Ihr nachts in ihre Kammer spaziert!«

Der Professor schnappte nach Luft. Sophia zog die Bettdecke bis unter ihre Nasenspitze, um ihr Lachen zu verbergen. Doch offenbar war sie nicht schnell genug gewesen, denn die Tante kam nun richtig in Fahrt:

»Meine liebe Sophia, muss ich dich daran erinnern, dass dein Vater dich mir und seinem Bruder in der festen Zuversicht anvertraut hat, du würdest hier die Tugenden einer ehrbaren und rechtschaffenen Hausfrau erlernen!« Justina richtete ihre Nachthaube, die ihr tief in die Stirn gerutscht war. Sie stöhnte. »Mein Gott, wenn er wüsste, dass du noch immer keine ordentliche Naht zustande bringst, vom Sticken ganz zu schweigen ...«

»Aber Justina, nun sei doch nicht so streng«, mischte sich der Professor ein. »Reicht es denn nicht, dass sie im Kräutergarten hilft, im Waschhaus und in der Küche?«

Tante Justina stemmte eine Faust in die Hüfte und funkelte ihren Vater an. »Nein, das reicht nicht! In zwei, drei Jahren wird ihr Vater sie mit einem Kaufmann oder einem wohlhabenden Handwerksmeister verheiraten. Sie wird einem großen Haus wie dem unseren vorstehen. Meint Ihr, Latein, Astronomie, Philosophie und all das unnütze Wissen, mit dem Ihr sie seit Jahren füttert, wird ihr dabei helfen? Oh nein, die Zeit, die sie in Eurer Studierstube verbringt, ist reine Verschwendung!«

Sophia konnte sehen, wie eine dicke Ader an der Schläfe des alten Mannes hervortrat und zornig zu pochen begann. Sie umklammerte die Bettdecke und wünschte, sie könnte sich in Luft auflösen.

»Schweig, törichtes Weib!«, donnerte er. »Wie kannst du es wagen, Wissen und Gelehrsamkeit Verschwendung zu nennen! Aber was erwarte ich auch von der Frau eines Kaufmanns? Du,

dein Mann und Eure Söhne! Bilanzen, Konto- und Musterbücher, das ist das einzige Geschriebene, was Euch interessiert. Seit ich nicht mehr in der Lage bin, an der Universität zu unterrichten, verkümmere ich in diesem Hause. Sophia ist ein Lichtblick. Ich werde nicht zulassen, dass sich ein so waches Mädchen wie sie ausschließlich mit Hausarbeiten beschäftigt!«

Tante Justinas Lippen waren nur noch ein Strich. Ihre Nasenflügel bebten. Sie straffte die Schultern und ging zur Tür. Dort drehte sie sich noch einmal um. »Und wozu soll das alles gut sein? Sophia wird niemals studieren oder lehren. Sie ist auch bloß ein Weib wie ich!«, zischte sie, bevor sie endgültig verschwand.

Der Professor atmete einige Male mühsam ein und aus.

Sophia zitterte unter dem warmen Federbett. Schon oft hatte es wegen ihr Streit zwischen der Tante und deren Vater gegeben, doch noch nie so heftig wie eben.

»Du musst dich nicht dafür schämen, dass meine Tochter und ich uns nicht verstehen, Kindchen.« Der Professor schüttelte den Kopf und schlurfte zur Tür. »Das war schon so, bevor du herkamst. Sie hat nie Interesse an Büchern gezeigt oder Fragen gestellt, so wie du das ständig tust. Als sie sechzehn war, gab es für sie nur eine Frage: Bin ich auch hübsch genug, um einen möglichst reichen Ehemann zu bekommen? Nun, sie hat ihn gekriegt, sie sollte zufrieden sein, nicht wahr?« Er zuckte die Schultern. »Komm morgen zur gewohnten Zeit in meine Kammer, dann können wir uns das Buch gemeinsam anschauen. Mal sehen, was es uns verrät.«